

Dossier

Wechselseitige Bilder im französischen und deutschen Geschichtsunterricht

Bilanz und Perspektiven

DIETER TIEMANN*

Der Geschichtsunterricht in Frankreich und Deutschland ist längst nicht mehr das, was er im 19. Jahrhundert und dann bis weit in das 20. hinein einmal war. An dieser Stelle seien zu Beginn vier Aspekte skizziert, die die damalige Situation kennzeichnen und die im Zusammenhang des Themas von Bedeutung sind:

1. Da ist zunächst die nahezu konkurrenzlose Stellung des Geschichtsunterrichts im Hinblick auf die Vermittlung von Geschichtsbildern und historisch-politischen Einstellungen hervorzuheben. Gewiss gab es auch andere Produzenten von Selbst- und Fremdbildern, zum Beispiel den Literaturunterricht, das Jugendbuch oder die Erzählungen im Familienkreis, aber die entscheidende Kraft blieben doch – nach allem, was wir wissen – die Geschichtslehrer, die auf der Grundlage damaliger geschichtswissenschaftlicher Darstellungen, staatlicher Direktiven, pädagogisch-didaktischer Leitvorstellungen und entsprechender Schulbücher relativ einheitliche Bilder der französischen und deutschen Vergangenheit entwarfen und so die Anschauungen ganzer Generationen von Schülern prägten. Von einer solchen dominierenden Position des Geschichtsunter-

richts kann heute natürlich keine Rede mehr sein.

2. Die französische wie die deutsche Schule stellte über einen langen Zeitraum hinweg die eigene Nation in den Mittelpunkt ihres Lehrstoffs und aller erzieherischen Bemühungen. Die jeweils andere Nation diente dabei als Negativ-Folie. Was als gut oder schlecht, richtig oder falsch, lobenswert oder verwerflich zu gelten hatte, war hier von vornherein klar. Das kann im Zeitalter der national-nationalistischen Ideologien nicht verwundern. Dem Geschichtsunterricht kam dabei die Aufgabe zu, mit der Nationalgeschichte nationales Gefühl, wenn nicht nationale Hybris zu erzeugen und zu stärken. Bildern von großen Männern und deren bewundernswürdigen Taten aus der eigenen Vergangenheit standen fragwürdige bis verdammenswerte Gestalten aus der Geschichte der jeweils anderen Nation gegenüber. So verfestigte sich ein Denken in nationalen Gegensatz-Kategorien und reproduzierte über lange Zeit immer wieder neu bestimmte Bilder von der eigenen und der jeweils fremden Rolle in der Geschichte. Zwar hat sich bis zur Gegenwart sowohl in Frankreich als auch in Deutschland ein Geschichtsunter-

* Prof. Dr. Dieter Tiemann, Institut d'études germaniques, Faculté de langues, littératures et civilisations classiques et modernes, Université Tours. Leicht abgeänderter Vortrag vom 24.4.2003, Kolloquium „L'image de l'autre – Regards 'croisés' sur les enseignements innovants sur la France et l'Allemagne“ der Universität Paris X – Nanterre.

richt erhalten, der stark an der eigenen Nationalgeschichte orientiert ist, aber er wird zunehmend durch andere Ansätze relativiert. Zudem hat sich die Funktion der Nationalgeschichte grundlegend geändert: Aus dem Ziel einer überspannt-affirmativen Bindung an die Nation ist ein Mittel geworden, das in kritischer Reflexion und unter Verzicht auf negative Fremdbilder nationale Selbstdefinition und -identifikation zum Ziel hat.

3. Überhaupt war der traditionelle Geschichtsunterricht beiderseits des Rheins durch festgefügte Vorstellungen von der Vergangenheit gekennzeichnet. Geschichte wurde lange Zeit gewissermaßen in eherne Bildreliefs gegossen, und die pädagogische Qualität eines Lehrers bestand darin, diese Bilder schülergemäß zu erklären und als die historische Wahrheit weiterzugeben. Erst allmählich hat sich in den vergangenen Jahrzehnten die diskursive Dimension solcher Bildbetrachtungen anstelle apodiktischer Präsentation und die moderierende Rolle des Lehrers anstelle der oktroyierenden durchgesetzt.

4. Besonders hervorgehoben werden muss schließlich noch die langandauernde wechselseitige Fixierung von Franzosen und Deutschen in ihrem jeweiligen Geschichtsunterricht. Die Zeit zwischen dem Krieg von 1870/71 und dem Zweiten Weltkrieg, jene Phase, in der die „Erbfeind“-Ideologie weit verbreitet war, hat Bilder hinterlassen, deren Virulenz sich insbesondere in der Schule entfalten konnte und deren Spuren bis in die Gegenwart reichen. So machten Vorstellungen von französischer Aggressivität, Dekadenz und Frivolität auf der einen, von deutscher Brutalität, Gefühllosigkeit und Skrupellosigkeit auf der anderen Seite der Grenze verhängnisvolle Karrieren. Und die damalige Gegenwart schien die verfestigten Klischees immer wieder neu zu bestätigen: Krieg und Gewalt, Friedensschlüsse ohne Befriedung, Annexionen und deren Revision bestimmten den Rhythmus der Epoche und

gaben dem Geschichtsunterricht einen klaren Auftrag: die mehr oder weniger subtil betriebene Vorbereitung auf den nächsten Waffengang! Gewiss gab es auch entgegengesetzte Bemühungen, etwa Initiativen aus pazifistischen Kreisen in der Zwischenkriegszeit mit dem Ziel der „Entgiftung“ der Schulgeschichtsbücher oder aus Historikermilieus, die durch eine Versachlichung der nationalen Auseinandersetzungen Feindbilder abbauen wollten. Signifikante Auswirkungen haben alle diese Bestrebungen bis 1945 nicht gehabt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich allmählich eine neue deutsch-französische Bilderwelt im Geschichtsunterricht durch, allerdings sind noch lange Kontinuitätslinien aus früheren Zeiten festzustellen, wenn auch die massiven Vorurteile dezenter vorgebrachten Stereotypen wichen. Eine deutliche Ausnahme macht hier übrigens die Frankreich-Darstellung in DDR-Schulgeschichtsbüchern; dort wurde nämlich das radikalrevolutionäre Potenzial in der französischen Geschichte besonders positiv hervorgehoben.

Die Wende der 70er Jahre

Eine große Wende im französischen und deutschen Geschichtsunterricht setzte in den 70er Jahren ein. Das hatte verschiedene Ursachen, die ich hier nur streifen kann. Die bis dahin vorwiegend auf politische Geschichte konzentrierte Historiographie öffnete sich zunehmend der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Kultur-, Mentalitäts-, Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie der Umwelt- und Alltagsgeschichte. Daraus folgte notwendig eine Relativierung der nationalzentrierten Geschichtsbetrachtung und ein Zurücktreten des deutsch-französischen Themas. Die Geschichtsdidaktik ging von einer reinen Methodenlehre über zu einer Vermittlungsinstanz von historischer Forschung, pädagogischem Anspruch und schulpoliti-

scher Orientierung. Problembewusstsein, Kritikfähigkeit, Multiperspektivität wurden nun zu didaktischen Leitvokabeln. Eine Konsequenz dieses Paradigmenwechsels bedeutete, Geschichtsbilder selbst zum Gegenstand des Geschichtsunterrichts zu machen anstatt sie lediglich zu reproduzieren. Wesentlich war schließlich noch der Bedeutungsverlust des Geschichtsunterrichts in den vergangenen Jahrzehnten und damit gleichzeitig der rasch schwindende Einfluss der dort behandelten Geschichtsbilder auf das Denken und Empfinden der Schüler. Zunächst war es das Fernsehen, das den traditionellen Geschichtsunterricht obsolet machte. Heute surfen Schüler im Internet und werden mit multimedialen Bilderfluten überschüttet. Damit kann der heutige Geschichtsunterricht nicht konkurrieren, und er sollte es auch nicht. Haben in dieser neuen digitalisierten Medienwelt wechselseitige Bilder von Franzosen und Deutschen im Geschichtsunterricht überhaupt noch einen Platz? Und wenn ja, wie soll damit umgegangen werden? – Meines Erachtens ist es durchaus sinnvoll, ja notwendig, historische Völkerbilder, gerade auch die von Franzosen und Deutschen, weiterhin im Geschichtsunterricht zu thematisieren. Überzeugende Gründe dafür lassen sich sowohl aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive, aus pädagogisch-didaktischer Sicht, als auch aus politischer beziehungsweise schul- und geschichtspolitischer Betrachtungsweise finden.

Selbst- und Fremdbilder

In der Geschichtswissenschaft ist der kaum zu unterschätzende Einfluss von Völkerbildern auf historische Abläufe völlig unumstritten. Zugespitzt formuliert gilt die Behauptung, dass erst das „Erbfeind“-Syndrom in den Köpfen von Franzosen und Deutschen verankert sein musste, bevor der uns allen bekannte düstere Abschnitt in der realen Geschichte der deutsch-französischen Bezie-

hungen möglich wurde. Diesen Wechselwirkungen von Selbst- und Fremdbildern einerseits und konkretem historischen Geschehen andererseits nachzugehen, ist sicher eine lohnende Aufgabe heutigen und zukünftigen Geschichtsunterrichts.

Pädagogisch-didaktisch gibt es eine Reihe von guten Gründen, wechselseitige Bilder von Franzosen und Deutschen im Geschichtsunterricht zu behandeln. Neben dem exemplarischen Charakter dieser Bilder für zahlreiche Varianten der nationalen Selbst- und Fremdwahrnehmung sei hier vor allem auf die emotionale Dimension des Unterrichts hingewiesen. Jeder Mensch macht sich nun einmal positiv, negativ oder wertneutral besetzte Bilder der Wirklichkeit, die die Wahrnehmung steuern. Es kann nun nicht darum gehen, im Unterricht das jeweils „richtige“ Bild zu erarbeiten, das es nicht gibt, sondern zunächst einmal die Schüler ihre Bilder artikulieren zu lassen, um sie dann mit anderen Bildern zu konfrontieren. So eröffnet sich die Chance der Selbstreflexion und Korrektur eingefahrener Vorstellungen. Das didaktische Ziel ist klar: Förderung der Fähigkeit, eigene und fremde Perzeptionsmuster infrage zu stellen. Nehmen wir etwa das Beispiel der Vokabel „Erbfreundschaft“, die nach dem deutsch-französischen Vertrag von 1963 gelegentlich auftauchte und beziehungsreich die Dialektik von Feindschaft und Versöhnung zum Ausdruck brachte. Wird das damit entworfene Bild des deutsch-französischen Verhältnisses in der jüngsten Vergangenheit den Realitäten gerecht? Die Tragfähigkeit dieses Bildes im Begriff lässt sich anhand zahlloser Daten und Fakten erproben.

Was die politische Dimension des vorliegenden Themas betrifft, mag der Hinweis genügen, dass der Geschichtsunterricht zwar nicht zu einem gefügigen Instrument gesellschaftlicher Mächte degenerieren darf, dass er aber doch mit seinen spezifischen Möglichkeiten die großen Probleme der Epoche

spiegeln sollte. Dazu gehört beispielsweise die Erörterung folgender Fragen: Wie entstehen Konflikte? Wie lassen sie sich entschärfen? Welchen Beitrag leisteten Völkerbilder zur Entfremdung beziehungsweise Annäherung der Betroffenen? Lassen sich aus der Analyse der wechselseitigen Bilder von Franzosen und Deutschen in Vergangenheit und Gegenwart Lehren ziehen, die ganz allgemein Verständnis für das Fremde wecken? Inwieweit kann – letzte Frage – die Völkerbilder-Problematik zu einem europäischen Geschichtsunterricht beitragen?

Unser Gegenstand weist also weit über das bilaterale deutsch-französische Verhältnis hinaus. Aber bleiben wir bescheiden und kehren zum Schluss in das Klassenzimmer zurück, wo der Lehrer in der Regel weniger oft über die anspruchsvollen Prinzipien seines unterrichtlichen Handelns nachdenkt als über praktikable Lösungen für den Schulalltag. An Material mangelt es nicht. Seit kurzer Zeit ist sogar ein im Aufbau befindliches Internet-Angebot des Braunschweiger Georg-Eckert-Instituts für Internationale Schulbuchforschung abrufbar, und zwar unter www.deuframat.de (= Deutsch-französische Materialien). Daneben spiegeln herkömmliche Sammlungen von Texten, Gemälden, Plakaten, Karikaturen usw. vielfältige Bilder von Franzosen und Deutschen. Auch Begriffe – es wurde gerade schon derjenige der „Erbfreundschaft“ erwähnt – sollten auf ihren Bildgehalt abgeklopft werden: Warum spricht man im Deutschen von „Völkerwanderung“ im Französischen aber von „invasions barbares“. Warum sind Wörter wie „Ersatz“ oder „Ostpolitik“ in die französische Sprache eingegangen? Warum benutzen die deutschen Medien so gern den Begriff der „grande nation“?

Alle diese Bilder – ob sie nun direkt präsentiert oder subtil suggeriert werden – lassen sich nach Ursprung und Adressaten, Inhalt und Aussage, angestrebter Wirkung und tatsächlichem Einfluss etc. untersuchen. Dabei gilt es stets auch zu klassifizieren: Feindbild oder positiv besetzte Stereotype? Fördert ein Bild Vorurteile oder stellt es sie infrage? Bringt es nationalideologische Klischees zum Ausdruck oder Folklore-Ansichten ohne erkennbare historisch-politische Relevanz?

Eine meines Erachtens gelungene und im Unterricht verwendbare Karikatur, die 1988 in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ erschienen ist, nimmt mit wenigen Strichen deutsch-französische Bilder aufs Korn: die preußische Pickelhaube als Ausweis des deutschen Militarismus und den napoleonischen Zweispitz als Symbol französischer Eroberungssucht, die Walküre mit Wehrmachtsstahlhelm für deutsche Aggressivität, die Marianne mit Jakobinermütze für französischen Fanatismus, der sympathische (vielleicht nur scheinbar sympathische) Deutsche mit Seppelhut, Bierseidel und Wurst und sein französisches Gegenbild mit Baskenmütze, Weinflasche und Baguette, schließlich der deutsche und französische Normalbürger heutzutage. Die „Botschaft“ der Karikatur lautet: Menschen und ihre Eigenschaften sind über die Grenzen hinweg gleich. Lange wurden sie in nationale Kostüme gesteckt und den jeweils herrschenden Völkerbildern angepasst. Während Franzosen und Deutsche sich früher gegenseitig alle möglichen negativen Seiten unterstellten, hat sich das Bild in der letzten Zeit gewandelt: Aus dem Interesse an sympathischen, bisweilen kuriosen Besonderheiten hat sich ein Bewusstsein der Gleichheit entwickelt. Man sieht im anderen inzwischen seinesgleichen.